

Leseprobe : "Die künstliche Mutter"

Autor(en): **Burger, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Aarauener Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **57 (1983)**

PDF erstellt am: **16.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-559115>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Leseprobe: «Die künstliche Mutter»

Von Hermann Burger

Aus der vorletzten Fassung des Manuskripts «Die künstliche Mutter» von Hermann Burger; das Buch ist im Herbst 1982 im S. Fischer Verlag erschienen. Bei unserer ausgewählten Textstelle handelt es sich um das Kapitel 4, «Hoffnung kommt aus Hamburg», aus dem III. Teil, «Die Stollenkur».

Und tatsächlich, ihr Hinterbliebenen im Flachland, die ich nach meiner Ankunft im Urnerloch Göschenen vom Teufelsstein aus in althochdeutschen Stabreimen verflucht habe, ihr Frauen alle und Schröpfer der weissen Zunft, denen es scheissegal ist, ob und wie ich hier oben an der Gotthardnordwand, der Schwarzen Spinne krepriere, ihr Aktionäre meines Untergangs: die Spätnachrichtensprecherin des Norddeutschen Rundfunks hat sich auf den eingeschriebenen Expressbrief der Auer-Aplanalschen Heilstollengesellschaft mit beschränkter Haftung und Hoffnung auf Genesung gemeldet, so prompt, wie es nur von einer Klassefrau zu erwarten ist, die auf eigenen Füßen steht und weiss, was es heisst, sich im Leben durchzumausern. Frau Dom teilte uns mit, dass sie zum Internationalen Circusfestival in Monte Carlo nicht fliegen, sondern einen Schienenumweg über die Schweiz machen werde, so dass sie mit dem Hamburg/Altona-Rom-Express am 21. Mai um 11.41 Uhr in Göschenen eintreffe und Zeit habe für einen knapp zweistündigen Arbeitslunch. Ein Bild von ihr lag bei mit einer schräg über den Blazer und den Blusenausschnitt geschriebenen Widmung: Für Dr. Wolfram Schöllkopf mit einem herzlichen Gruss.

Sehen Sie! sagte die Frau Primarius in der Kantine des unterirdischen Stollenbahnhofs bei einem Gletscherwasser mit Zitrone. Bevor man die Weltweiblichkeit in Grund und Boden verdammt, nur weil eine einzige Frau, die Mutter, versagt hat, muss man uns noch eine Chance geben, seine Wünsche aussprechen, express, eingeschrieben, persönlich, vertraulich, fragile, und es zeigt sich, lieber Herr Schöllkopf, dass unsereins Sie nicht vergessen hat. Es gibt eine Parabel von Kafka, sie steht, glaube ich, nur in den Tagebüchern, da sitzt ein greiser Arzt im Zimmer seines todkranken Patienten, alle Behandlungen, Spritzen, Heiltränke, Kräuterpasten haben nicht geholfen, der Sieche hat den Kampf schon aufgegeben, sich von der Welt abgewandt und der weiss getünchten Mauer zugekehrt, bereit für das Koma. Aber der Doktor gibt nicht auf, am Stehpult blättert er bei flackerndem Kerzenlicht in einem stockfleckigen Folianten. Der Moribunde hört nur das Rascheln der Seiten und denkt, es ist das Geräusch meines Abschieds; aber, als die Agonie

schon begonnen hat, vernimmt er in weiter Ferne den Ruf des Medizinmannes: Halt, ich hab's, Hoffnung kommt aus Bregenz. Warum gerade Bregenz, sagen Sie jetzt als Vertreter des Krankengutes, das hat Kafka offen gelassen. Aber wir, die Heilstollen-GmbH, können den Text in bezug auf den Morbus Schöllkopf deuten: Hoffnung kommt aus Hamburg, Hoffnung nimmt eine durchschüttelnde und rädernde Schlafwagenfahrt auf sich, um Ihnen von Angesicht zu Angesicht zur Verfügung zu stehen, notfalls als weibliches Kurmittel. Was wir Ihnen hier oben und unten in der österreichischen Felsen-enklave im Gotthardmassiv bieten, ist der heilende Berg: eine Luftfeuchtigkeit von bis zu 95 Prozent, die Radioaktivität, also Radium-Emanation, etwa $4,1 \cdot 10^{-9}$ Curie pro Liter Stollenluft, und eine Gesteinstemperatur von 41 Grad Celsius. Mit diesen drei Komponenten stellen wir das in der ganzen Welt einzig dastehende Heisslufttemanatorium mit den gigantischen Ausmassen von zirka 20000 Kubikmeter Rauminhalt dar. Tausende von schwersten Bechterew-Fällen haben wir zwar nicht restlos kuriert, aber soweit in den Griff bekommen, dass die Gefahr, der immer tiefer sich krümmende Körper des Patienten, der Brustkorb zerdrücke letztlich das Herz, gebannt ist. Aber dieser ganze Goldschatz an Naturheilkräften, die Therapie der Künstlichen Mutter fruchtet nix, wenn nicht Ihre persönliche Hoffnung dazukommt, die komplementäre Schwester Ihrer Verzweiflung. Zum Berg die Hoffnung; 21. Mai, 11.41 Uhr, pünktlich sein, mein lieber Doktor Infautus. Per Dagmara ad astra!

Meine Malefizenz Wolfram Schöllkopf können hier im Rahmen dieses Kurberichts zuhanden von euch Hinterbliebenen und unheilbar Gesunden im Flachland überhaupt nur andeuten, wie es zur ersten Begegnung mit dieser Frau der Frauen gekommen ist. Da lag ich also in meinem zweischläfigen, braunrotschwarz getigerten Mahagonibett aus dem Fundus eines aufgegebenen Grandhotels, lag in meinem Theatersaal der Dependance des Stockalperpalastes, zu Häupten den Soufflierkasten, aus dem der Erinnyenchor der Mütter als Muschelgeräusch aufstieg, zu Füßen den Ausschanktresen und die Vitrine mit Lorbeerkränzen, Schützenbechern, lag da als Lazarus und krümmte mich vor Schmerzen, während meine Krankenordnanz, der Sanitätsgefreite Abgottspon, sich zotend und saufend in den Göschener Beizen herumtrieb: es war meine ganz private Kreuzigungsnacht, aber kein Vorhang riss entzwei, nur die Muttermale brannten, und mein Glied wurde mit rostigen Nägeln aufgespiesst.

Einmal mehr fluchte ich der teuflischen Mutter Gottes alle Zeichen, dieser absoluten Katastrophenjungfer, dieser Hure des vergeblichen Wollens: gebe einen Deut auf die Frucht deines Leibes, wenn sie derart zuschanden gemartert wird; und da, plötzlich, als ich schon wieder zur Morphiumspritze greifen wollte, hatte ich, im wörtlichsten Sinn, eine Erscheinung, denn das

Abendprogramm im Flimmerkasten, das mir der bucklige Malefiz vor seiner Sauftour noch eingeschaltet hatte, sprang um, aus unerklärlichen, aber sicher witterungsbedingten Empfangsbedingungen; und das Deutsche Fernsehen strahlte bis an den Gotthard hinauf eine nachrichtensprechende Dame aus, von der ich, die Spritze welegend, nur sagen konnte: eine Frauengestalt von axiomatischer nordischer Schönheit, alsterblond, Saphirleuchten im Blick, eine Antimaria mit tiefer warmer Stimme. Der Patient war restlos gebannt, und es fielen ihm sofort ein paar Zeilen aus Gottfried Benns Gedicht «Die Dänin» ein: «Charon oder die Hermen / oder der Daimlerflug, / was aus den Weltenschwärmen / tief dich im Atem trug, / war deine Mutter im Haine / südlich, Thalassa, o lau – / trug deine Mutter alleine / dich, den nördlichen Tau –», durften ihm um so mehr einfallen, als er ja auch als Privatdozent für Deutsche Literatur in Göschenen-Kaltbad gestrandet war; diese Tagesschaufrau war alles – Diotima, Inge Holm, Lili Schönemann, nordische Helena – und doch nur eins: Dagmar Dom.

Sie hielt sich an ihre Nachrichtenblätter, Absturz einer einmotorigen Sportmaschine bei Inzell, drei Todesopfer; Vereidigung der 42. Italienischen Regierung, Querelen in der Baden-Württembergischen CDU; 2:1-Sieg der deutschen Fussballnationalmannschaft gegen Polen, Schütze des Gegentreffers der Mittelfeldstrategie Bydgoszcz, tadellos brachte sie den Namen über die cherryrot geschminkten Lippen; dann kam die Wetterprognose, welche für die norddeutsche Tiefebene etwa gleich trostlos aussah wie für das Alpengebiet – aber als sich das Wetter aus Frankfurt mit der piepsenden Windrose verabschiedete, folgte erst der Höhepunkt: die Diseuse in einem hanseblauen Pullover mit zwei Möwen über der Brust in Nahaufnahme, ein ebenso lokkeres wie schalkhaftes Lächeln: Das waren unsere letzten Meldungen, damit ist das Programm des Deutschen Fernsehens beendet. Ein Blick auf die Uhr, in wenigen Sekunden ist es 0 Uhr 40. Hinweise auf die Programme von morgen – Verzeihung, heute – geben wir Ihnen wie immer auf den folgenden Schrifttafeln. Auf Wiedersehen und eine gute Nacht Ihnen allen. – Aus, Flimmergries, Graupelgestöber. Schöllkopf rannte aus seinem Mahagonikahn und drehte an allen Knöpfen des altmodischen Kastens zugleich: Halt, stehenbleiben, zauberhaftes Bild, Sie können doch nicht mirnichts dirnichts im Äther verschwinden, Frau Dom!

Aber, sie hatte allen eine gute Nacht gewünscht, also auch mir. Kein schmerzverhülltes Antlitz, nein, eine blondstrahlende Imago, ein taghelles, nordlichtes Frauenlachen auch für den in die Quarantäne abgeschobenen Siechen mit der Dornenkrone im Sonnengeflecht, den rostigen Nägeln im Schwanz. Die ganze Nacht, an Schlaf war ja ohnehin nicht zu denken, arbeitete ich besessen an einem Dagmarogramm, lotete alle Dimensionen aus, entwarf Skizzen für eine mögliche Wohnung der Hansefrau in meinem Bre-

stenberg, und als sich Abgottspon gegen halb vier stockblau von seinem externen Krankendienst an Schöllkopf, wie er spintisierte, zurückmeldete – ab mit dir unter den Kotzen, du Aas! –, hatte ich bereits ein erstes Beziehungsnetz, wenn auch nur auf dem Papier, geknüpft, ein paar Triangulationspunkte ausgesteckt: der Vorname Dagmar, aus dem Dänischen übernommen, berühmt geworden durch die böhmische Prinzessin, welche im 13. Jahrhundert Königin von Dänemark wurde, althochdeutsch «tag mâri», hell wie der Tag, dann das stiebende Blond in Verbindung mit der bergenden Stimme, der Sassonschnitt, keck über die Ohren gefönt, die linke Braue etwas höher gewölbt als die rechte, die Oberlippe etwas schmaler als die Unterlippe, die Wangengrübchen beim Lachen, ein Zitat nur von hohen Backenknochen und somit Marlene-Dietrich-Höhlen, die schicken Kleider, der Schmuck, der Nagellack – das alles waren nur puzzlehafte Einzelheiten, an die ich mich vorerst halten musste, eine planimetrische Vermessung einer tief verankerten Sehnsucht nach Wahlverwandschaft, ganz klar Liebe auf den ersten Blick, obwohl eine alles abstumpfende Mattscheibe, obwohl gut tausend Kilometer zwischen Sender und Empfänger lagen und wiewohl ich die Moderatorin, die mir eine Gutenachtgeschichte in Form von Tagesaktualitäten erzählt hatte, nur als Dame ohne Unterleib und kaum länger als fünf Minuten gesehen, dafür auf Anhieb erkannt hatte. Und ich spielte mit dem Namen in der Dunkelheit des Abfruttschen Patientenateliers, während Abgottspon auf seiner Pritsche schnarchte, brachte den Chor der mütterlichen Erinnyen zum Schweigen: Dagmar, Dagmara, Dagmessa, Dagminna, Dagmaynka, Dagma-Dogma. Eine axiomatisch gegebene Primärfrau.

Seit die Antwort aus Hamburg auf unsere Flaschenpost aus dem Heilstollenlabyrinth vorlag, galt meine ganze Zwischentherapie einzig und allein der Dagmar-Konferenz. Mal war es die Pulsschwester Gisela, mal die Heidelore aus der Mark Brandenburg, die mit mir im Vieruhr-Stollenzug in die Solaris-Grotte hinunterfuhr – Porte Gehenna, Saharabasis, Golgathakreuz, Uroboshöhle, Sinaiklamm, Hangendstrecke, Kanaanpassage, Querschlag, Station IIIa, Luftfeuchtigkeit wie in den Tropen, diese innerbirgische Bobbahn bis in das scherzhaft «Sunny Corner» getaufte Soror solis-Zentrum, die Sonnenschwester-Höhle aus heissem Gneis – und mir während der Schwitzkur die Tanzschritte in Richtung Dagmar beizubringen versuchte. Begegne ihr ja nicht mit auswendig gelernten Sätzen, sagte Gisela im weiss-roten Austria-Bikini, immer meinen die Männer, es mache den allergrössten Eindruck auf uns, wenn sie in Marmor daherredeten. Das Gegenteil ist der Fall. Zugkraft haben einzig die aus dem momentanen Dialog heraus entstandenen Sätze, die A-la-minute-Gedanken. Denn nur sie geben dem Partner das Gefühl, er sei leibhaftig am Gespräch beteiligt. Dein Lieblingsgedicht «Die Dänin» darfst du andeutungsweise zitieren, wiewohl gerade eine Wasser-

mannfrau nie auf die lyrische Eroberungsmethode hereinfällt, im Gegensatz zur Krebsfrau; aber «Die Dänin» ist gewissermassen par cœur auf die nordische Helena zugeschnitten: «Stehst du, ist die Magnolie / stumm und weniger rein, / aber die grosse Folie / ist dein Zerlassensein: / Stäubende: – tiefe Szene, / wo sich die Seele tränkt, / während der Schizophrene / trostlos die Stirne senkt.» Brauchbar, so die Heidelore mit dem blonden Zopf, aber verdammt nochmal keine Erpressung durch Leiden, eine solche Klassefrau lässt sich nie *gegen* ihr Gefühl erpressen, sondern nur *für* etwas gewinnen. Also: die letzten utopischen Kräfte mobilisieren und nicht so tun, als seiest du der personifizierte Weltschmerz. Ziehen, ziehen, sie will angezogen, nicht in etwas hineingestossen werden. Sie nahmen mich ganz schön in die Kur, die beiden.

Und endlich war er da, der 21. Mai, ich stand auf Perron zwei des Gösche-
ner Hauptbahnhofs in Erwartung des Hamburg/Altona-Rom-Expresses und sah vor mir, wie ich vor Monaten – oder war es schon Jahre her? – bei Nacht und Nebel angekommen war als Notfallexistenz, wie ich dann vergeblich versucht hatte, die Gotthard-Festung zu sprengen, um in das unterirdische Hospiz zu gelangen, wie auch der Versuch mit Blaulicht missglückt war, weil der gecharterte Ambulanzwagen, der in Wassen unten Anlauf nahm, in der zweiten Schöllenenkehre einen Plattfuss hatte und der Taxichauffeur wie zur Verhöhnung meines Scheiterhaufens das Pannendreieck am Fuss der Gotthardnordwand aufstellen musste. Diese ganze Misere zog noch einmal an mir vorbei, aber nun war der Tisch im Billardzimmer des Bahnhofbuffets gedeckt, original Kronenhalle Zürich, Monsieur Robert, Chef de Service, hatte das Menu in der Kombüse eines Speisewagens nach Göschenen hinauf begleitet. Nach einigem Hin und Her hatten wir uns für einen Hamburgischen Akzent in der Vorspeise entschieden, für ein helvetisches Hauptgericht und ein mediterranes Dessert, also gab es zuerst Turbotin an Weissweinsauce mit einem Blätterteighauch von Fleurons, hernach Zürcher Leberspiessli mit speckumwickelten Frischbohnenrollen und zum Nachtisch die Crêpes Monte Carlo, mit Armagnac flambiert und etwas Sorbetglace zu einer heisskalten Überraschung verfeinert. Dazu kam ein weisser Burgunder in Frage, ein 76er Meursault, als Hauptwein der bewährte Château Mont Rose, grand crû classé; ein grüngoldener Mokka und ein Kirsch konnten den Schlusspunkt setzen, natürlich weder ein Dettling noch ein Baselbieter, sondern der Zried-Kirsch, original Couronne Les Halles.

Pünktlich um 11 Uhr 41 – Wassermannfrauen sind immer pünktlich – hielt der Zug auf spezielles Verlangen Indergants, des SBB-Bahnhofvorstandes von Göschenen – Rhäzünser, der Kollege von der Schöllenenbahn, beobachtete das Manöver skeptisch, wir, so mochte er denken, von der Rhätischen Bahn könnten uns solche Extravaganzen nicht leisten –, Schöllkopf,

das Empfangskomitee, irrte suchend die ganze Schlaf-, Speise- und Gepäckwagenfront ab – ketzerischer Gedanke im letzten Moment, sie kommt doch nicht –: aber da stand sie schon auf dem Perron, etliches an Gepäck, nicht die Bildschirmvedette, deren Gesichtszüge, deren Stimmlage der Infauste auswendig kannte, sondern lebhaftig *sie*, die eine, Dagmar Dom, in Göschenen-Kaltbad. Wie hat man sich die Begrüssung vorzustellen? Ganz anders! Ich hab einen schrecklichen Kohldampf, kann man hier in diesem Adlerhorst irgendwo schön essen gehen? Es ist immer wieder der angeborene Realitätsinn der Frauen, der uns Luftibussen, die wir an einer historischen Grussformel à la «Dagmar sehen und nicht mehr sterben müssen» herumstudieren, die Landung erleichtert. Und ob, bitte mir durch die Unterführung ins Buffet zu folgen, ins Billardzimmer, das indessen von jeder *Chambre-séparée*-Anrührigkeit befreit worden ist.

Wie damals bei dem kulinarischen Fluchtversuch in die Zürcher Kronenhalle – weil ich diese Eintopfvergewaltigungen der Schankmammalie nicht aushielt –, war es mir kaum möglich, überhaupt etwas anzurühren von den delikaten Speisen, aber aus einem andern Grund. War mir damals mit der Sexualität auch restlos der Appetit vergangen, so dass ich Balleronsalat, Moules marinières, Poularde de Bresse etcetera nur auf- und abtreten lassen konnte wie ein Schmierentheaterdirektor seine Truppe, die ihm zum Hals heraushängt, konnte ich mich nun nicht sattsehen an Dagmars Gesicht und Frisur, welche alle Blondfetische aus der Schul- und Studentenzeit hinwegfegte wie Konfetti und Tand, konnte ich mich noch weniger satthören an ihrer Stimme, die zum erstenmal privat sprach, meinen Namen nannte, Daten aus meinem Leben berührte, Fragen stellte, die kein Nachrichtenredakteur präpariert hatte. Das war meine Götterspeise. Im Profil zeigte sich etwas leicht Puttbackiges, das am Bildschirm nie zu sehen gewesen war, im Frontalunterricht. Wie meistens in solchen Situationen drehte sich das Gespräch zunächst um Belanglosigkeiten, ohne aber in Konversation abzugleiten, es waren ja Welten, die sich da begegneten, sie kam vom Gazellenkamp aus einem stressenden Berufsleben, ich aus dem Tartaros und der Tunneltherapie der Künstlichen Mutter, da musste etliches an wechselseitiger Anamnese geleistet werden, Herantasten auf Zehen- und Fingerspitzen – Hauptsache, es schmeckte ihr, vom Turbotin bis zu den Sorbet-Pfannkuchen.

Frau Dom wollte wissen, wie ich denn auf sie als «nordische Helena» gekommen sei, und da war der Privatdozent Schöllkopf in seinem Element, nämlich bei der Literatur, präziser bei «Faust II». Die Brücke ergab sich aus Dagmars Reminiszenz, dass sie einige Jahre Theater gespielt und als klassisches Gretchen durch die deutschen Lande getingelt sei – dazu ein Blitzaugenaufschlag, Lachen und leichtes Kopfschütteln, dass es mir den Atem ver-

schlug –, ja und jetzt plötzlich eine Karriere als Helena, nachdem sie längst bei den elektronischen Medien gelandet sei. Das ist so, liebe Frau Dom: Faust II, der mit der Gretchentragödie nach dem Gesundschlaf überhaupt nichts mehr zu tun hat, muss ins ominöse Reich der Mütter hinabsteigen, damit er die Helena aus der Vergangenheit in die Gegenwart zaubern, Goethescher gesagt: sie hervorbringen kann. Dort versagt ja Mephisto – wie immer auf den Teufel in entscheidenden Situationen kein Verlass ist –, er hat keine Macht über das Heidenvolk. Was aber Gretchen von der Helena trennt, ist der Unterschied zwischen individueller Schönheit und dem Prinzip Schönheit. Gretchen ist in den Augen von Faust I ein schönes Mädchen, *weil* er es liebt, womit auch schon die Schuld angedeutet wäre. Faust II muss Helena lieben, weil sie die weibliche Schönheit *schlechthin* verkörpert und damit das mit der Seele gesuchte Land der Griechen, ihre Kultur, die Kunst, alles. Jetzt kommt der Schritt zu Faust III, Wolfram Schöllkopf, der sich gelegentlich Doktor Infaustus nennt. Er übersteht die Höllenfahrt durch das Eisreich der Mütter nur dank seiner Helena, die ihrerseits sozusagen die unbestrittene Nummer eins der blonden Weltweiblichkeit ist, aber fassbar, als Person und Schwester. Aus purer Symmetrieverliebtheit der südlichen Dunkeläugigen ein blauäugiges Nordlicht gegenüberzustellen, liebe Gastgeberin – denn Sie geben mir die Ehre, nicht ich Ihnen –, entspräche nicht meinem Geschmack. Goethe zog gen Italien und ich krepriere an meinem Organ, das sind Antagonismen für den Augenblick, mehr nicht. Nein, meine Schöllkopfsche Seelengeometrie baut nun einmal auf dem Axiom blond/blauäugig auf, da kann man nichts machen, und es hat doch keinen Sinn, eine Nichtschöllkopfsche Geometrie herbeizwingen zu wollen. Was nützt mir die tollste Südsee, wenn ich der Überzeugung bin, dass meine Mutterwunde nur durch stiebendes, gischendes Blond gelöscht werden kann, nicht semmelblond, Dagmar, auch aschblond nicht, weder weizen- noch honigblond, sondern Alsterblond.

Billardzimmer, Bahnhofbuffet Göschenen, nördlich des grauen Garnisonsspitalgebäudes das rote Zahnradspielzeug Rhäzünser, auf der Gegenseite schaltet und waltet Indergant mit 250 Güter- und Schnellzügen täglich, vorne die Ernst Zahn-Halle mit den Glacier-Fresken im Mehlsuppenbrodem und Käserindenglanz, wo die Schankmammalie herrscht, zur Rechten ein leerer Bankettsaal mit aufgebockten Stühlen, mittenmang ein damastweiss gedeckter Zweiertisch, von einem Schlüsselblumenarrangement gekrönt, auf der einen Seite Frau Welt auf der Durchreise von Hamburg nach Monte Carlo, vis-à-vis der Stollenpatient, Monsieur Robert von der Viktualien- und Kunsthalle am Zürcher Bellevueplatz in diskreter Aufmerksamkeit, ein fahrbares Gasrechaud; mir scheint, dass Dagmar einen écrufarbenen Pullover im Fantasiestrick mit V-Neckausschnitt trug, bin mir

dessen aber nicht sicher, im Fernsehen hatte ich mir die Garderobe genau merken können, aber dort am Gazellenkamp im Norddeutschen Dagmarfunk blieb sie eben die Dame ohne Unterleib, und nun sass sie da mit schlanken Beinen unter dem Tisch, holte eine Zigarette aus der vergoldeten Botani-sierschatulle, nahm sich mit schützender Handwölbung Feuer von Schöllkopf, die erste zarte Berührung, die mir durch Mark und Bein ging, stiess den Rauch mit einem leisen Seufzer aus, schüttelte das Blond zurecht und gab mir einen Ja-lieber-Herr-Schöllkopf-was-nun-Blick.

Also rückte ich, da unsere Zeit bald um war, halt heraus mit der Gretchenfrage, die zu einer Helenafrage wurde, Puls wahrscheinlich etwa 140 wie in der Solarishöhle: Ich möchte Sie jetzt fragen, Dagmar Dom, mit dem Gesuch an Sie gelangen, ob Sie mir im Rahmen des therapeutischen Experimentes mit der Künstlichen Mutter sein würden, was ich mir von Kindsbeinen an immer gewünscht habe und um so dringender brauche, als meine jüngere Schwester ohne böse Absicht mit meiner unwissenden Mutter gegen meine Gesundheit kollaboriert, also kurz und gut: Könnten Sie mein nordisches Schwesterherz sein und mich vorübergehend als Ihren kranken Bruder aus der Schweiz adoptieren? Die Antwort kam ohne Ornamentik weiblicher Versöhnungsausflüchte: Ausser dem Heiratsantrag meines Mannes, lieber Wolfram Schöllkopf, habe ich mein Lebtag nie ein schöneres Angebot bekommen. Sie meinen das ernst? Ja! Heisst das, dass ich Sie gewonnen habe? Ja!!

Das war ein Jawort, ihr Kur- und Liebespfuscher im Unterland, welches, vom Filz der Billardtische leicht gedämpft, weit schwieriger zu bestehen war als eine höflich kaschierte Ablehnung. Was fing ich, seit Jahren auf Schmerz und Depression eingeschworen, mit meinem plötzlichen Glück an? Sollte ich auf den Gammastock rennen? Eine Flanke über die Tafel «Überschreiten der Geleise strengstens verboten» reissen? Den Unspunnenstein des Teufelsbrockens nach Wassen hinunterstossen? Nein, es war um mich geschehen, und ich heulte lauter Wasser, ein Tauwetter zutiefst verhockter Graupelgranulome eismütterlicher Herkunft setzte ein, es beelendete mich vor Freude wie damals vor 35 Jahren im schrecklichen Kinderfolterheim von Amden oberhalb des Walensees, meines ureigensten Qualensees vor Heimweh, wenn ich meinen Peinigern und den Flügelschwestern, die mir gedroht hatten «Schnippschnapp, Schnibbel ab», als sie mich mit heraufgerolltem Nachthemd unter der Decke entdeckten, wenn ich der ganzen Strafanstalt entflohen und den Steilhang hinunterstrauchelte im Glauben, ich bräuchte bloss die sieben hohen Berge zu übersteigen, um zuhause zu sein bei der Mutter – es war ein Kuhnägeln des Herzens, das mich würgte, und es hagelte in mir herauf und schüttelte mich, und Dagmar, sie sagte gar nichts, blickte aber auch nicht stumm auf dem Tisch herum wie die Mutter des Zappelphilipp,

sondern deckte meine liegen gebliebenen Hände mit ihren Händen, zehnstrahlig rot schoss es mir entgegen, ein gepflegt maniküriertes Schutzgebet für den Verdingbuben.

Früher hatte es in solchen Situationen immer geheissen: Ermanne dich, nimm dich zusammen, aber ich hatte genug von diesen sogenannten Mänertugenden, die letztlich immer auf einem Schlachtfeld endeten, ich musste ihre Körperwärme über die Fingerkuppen aufnehmen, die Dagmarstrahlen in meine verhagelte Kindheit dringen lassen. Diesmal waren es meine privaten Witterungsverhältnisse, welche das Bild trübten, nur noch durch den Tränenschleier sah ich ihre Züge, aber auch so blieben sie mir gut. Die Muttergottes, die Maria, diese totale Niete und Nutte, hatte ihren verratenen Sohn erst umarmt, als er vom Kreuz genommen wurde und es ihm nichts mehr nützte. Wäre sie statt der Mutter Gottes tatsächlich die Mutter eines Menschen gewesen, hätte sie sich auf der Stelle in Stücke zerrissen und diesen Protest nicht dem Tempelvorhang überlassen. Und obendrein noch diese Geschichte mit der unbefleckten Geburt: kein Wunder, dass das Christentum am Mangel dessen erstickte, was die Evangelimänner dauernd predigten, am Mangel an Liebe. Und alles wurde umgelogen, schon in der Bibel, im Neuen Testament, in der Passionsgeschichte. Eli, Eli, lama asabthani habe der Gekreuzigte gerufen: Mein Gott, warum hast du mich verlassen? Es heisst aber im Urtext: Imi, imi, lama asabthani, Mutter, warum lässt du mich im Stich? Er hätte in letzter Konsequenz auch sagen können: Weib, was habe ich mir dir zu schaffen? Das war die Wahrheit.

Liebe Dagmar Dom, Ihr Zug kann jede Minute in Göschenen eintreffen, Schöllkopf muss zurück in den Stollen, Sie dürfen zum Internationalen Circusfestival von Monte Carlo fahren. Bitte, lassen Sie dem Omnipatienten ein kleines Liebespfand zurück und verzeihen Sie gleichzeitig das kitschige Ansinnen, es ist die Kurexistenz, welche zur Kitschexistenz verkommt, alles rafft sie an sich, von dem sie glaubt, dass es ihr über den Berg und durch den Berg helfen könnte. Ja, lieber Wolfram, wir müssen, doch ich kann Ihnen nichts hinterlassen ... Draussen auf dem windigen Perron, als die Schlange der stahlvioletten Carrozzen der Ferrovie dello Stato schon abfahrtsbereit vor dem Tunnelportal stand und Dagmar aus dem Fenster ihres Abteils lehnte, in letzter Sekunde wurde der Satz noch ergänzt: ... kann Ihnen darum nichts hinterlassen, weil ich Ihnen was mitgebracht habe. Und sie streckte mir ein kleines Päckli in einem mauvefarbenen Geschenkpapier mit silberner Schleife entgegen, das ich erst aufmachen konnte, als die Tunnelfinsternis das Schlusslicht bereits verschluckt hatte. Es war, in rosa Watte liegend, ein goldenes Armspangenkettchen fürs Handgelenk, den wiederzubelebenden Puls – mit den Initialen D.D.